Zeitschrift: Romanica Raetica
Herausgeber: Societad Retorumantscha
Band: 14 (1998)

Artikel: Brauchtum, Handwerk und Kultur
Autor: Maissen, Alfons
Kapitel: 1: Bündner Bergdorf im Winter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858962

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1. Bündner Bergdorf im Winter

Inhaltsübersicht

1. *Geographische Bestimmung des Bildmotivs: Ein Dorftyp aus der Surselva, dem Bündner Oberland* 16

2. *Die Sprache der Landschaft* 20

3. *Ästhetische Analyse des Schulwandbildes* 22

4. *Tages- und Jahreszeit auf unserem Bild* 24

5. *Situationsbericht vom Schulwandbild her gesehen* 25
   - *Gesamteindruck des surselvischen Hauses* 26
   - *Entstehung und Verbreitung des surselvischen Hauses* 26

6. *Das surselvische Bauernhaus als Bautypus* 26
   - *Die Küche* 29
   - *Die Stube, die Kammern und andere Räume* 30
   - *Ornamentik am Bauernhaus* 34
   - *Schwille, Schübe oder Keilbrett* 39
   - *Hausgeschichte* 39

7. *Die Nebengebäude und das dörfliche Zubehör* 40
   - *Vieh- und Heustall* 40
   - *Baubeschrieb des Vieh- und Heustalles* 42
   - *Der Speicher* 44
   - *Der Garten* 44
   - *Der Dorfbrunnen* 45
   - *Der Backofen* 47
   - *Die Feuerstelle* 48
   - *Das Bienenhäuschen* 49
   - *Die Gemeindesäge* 50
   - *Die Dorfmühle* 52

8. *Der Jahresreigen der Arbeit des Bergbauern* 52

1. Geographische Bestimmung des Bildmotivs: Ein Dorftyp aus der Surselva, dem Bündner Oberland

Die Lage der *Surselva* (Bündner Oberland) innerhalb der Schweizer Alpen lässt sich am besten folgendermassen andeuten: Zieht man auf der Landkarte eine Linie, die von Chur nach Martigny reicht, und eine andere von Flüelen nach Locarno, so erhält man ein schräges Kreuz. Der Ost-Balken bezeichnet das oberste Einzugsgebiet des Rheines: die *Surselva*. Es reicht vom *Cuolm d'Ursera* (Oberalp) bis zum grossen Flimserwald; daher der Name Surselva (sopra silvam, ob dem Wald).

Fahren wir von Chur (*romontsch: Cuera*) mit der Rhätischen Bahn dem Rhein entlang talaufwärts, so erreichen wir nach kurzer Zeit das Dorf *Domat/Ems*. «In Amede», wie es schon im Testament Tellos vom Jahre 765 heisst, sind nicht nur die eigenartigen runden Erhebungen aus der Rheinebene, die sogenannten *tumas*, charakteristisch, sondern vor allem der Umstand, dass die Einwohner dieser Bastion des Romanentums ihre Sprache 500 Jahre neben dem im 14. Jahrhundert germanisierten Chur unbeirrt erhalten haben. Trotz den grossen mit Ems-Chemie Holding AG zusammenhängenden Fabriken und Einflüssen von allen Seiten sind die Emser gewillt, sich auch weiterhin als romanisches Dorf zu behaupten. Ihr Wahlspruch ist auf dem Bahnhofgebäude mit eindrücklichen Lettern eingemeisselt:

A tiu plaid romontsch fideivels varga melli onns.
Vitg de Domat stai statteivels inaga aunc tons!

Bald schon folgt das romantische deutschsprachige *Reichenau/La Punt* mit seinem alten Schloss, den vielen Brücken und der eindrücklichen Vereinigung von Vorder- und Hinterrhein. Überraschend ist der Blick hinauf gegen das Kirchlein des deutschsprachigen *Tamins/Tumein* und seinen kulissenartigen Felsenhintergründen in der Richtung des *Kunkelspasses/il Cunclas*, der nach Pfäfers und Ragaz führt. Die Gegend ist verknüpft mit dem ältesten romanischen Volkslied *«La canzun de sontga Margriata»*, dessen vorchristlicher Inhalt und heidnische Denkart auf hohes Alter schliessen lassen.

Bündner Bergdorf im Winter. – Schulwandbild 88 von Alois Carigiet.

Auch die Weise des Liedes, 1931 durch Hanns In der Gand im Lugnez aufgezeichnet, gehört zu den ältesten melodischen Überlieferungen aus den Alpen.

Die Bahn schlängelt sich bald nach Reichenau, dann durch die Trümmer eines vorgeschichtlichen Bergsturzes, die Vorderrheinschlucht. Diese wildromantische Schlucht, *Ruinaulta*, bildet eine enge, 15 km lange Einfahrt ins eigentliche Bündner Oberland. Kein Dorf ist von ihr aus sichtbar; die Siedlungen finden sich rechts und links hoch auf den Terrassen. Linksrheinisch führt eine Strasse über die romanischen Dörfer *Trin/Trins*, *Flims/Flem*, *Laax/Lags* und *Schleuis/Schluein*, rechtsrheinisch durch die zwei deutschsprachigen *Versam/Versomi* und *Valendas/Valendau* und durch *Kästris/Castrisch* nach *Ilanz*. Bei Versam zweigt ein Nebental, das deutschsprachige Safiental, nach Süden ab. Vor *Castrisch* und *Sagogn/Sagens* verlässt die Bahn die Schlucht *Ruinaulta*. Eine fruchtbare, weite Gegend tut sich auf, teilweise eben oder mit sanften Abhängen, höher oben umschlossen von steilen Halden, Felsen und Bergzinnen. Es ist die *Foppa*, zu deutsch die *Gruob*.

Das weithin sichtbare Wahrzeichen dieser Gegend ist der Piz *Mundaun*, der sogenannte «Bündner Rigi», der sein Haupt und seine Nase weit hinaus ins Leere streckt und so dem Besteiger einen herrlich weiten Blick ermöglicht. Von dort aus zählt der Wanderer mehr als 40 Dörfer und Hunderte von Bergspitzen. Mitten in der Gruob liegt die erste Stadt am Rhein, *Ilanz/Glion*, das alte *Iliande* aus dem Mittelalter, das nach *J. U. Hubschmid* auf das keltische *«itu-landas»*, Kornspeicher, Kornplätze, zurückgehen soll. Im Mittelalter lag im heutigen «Städtli», in der Umgebung der Burg Brinegg, der Hof des mächtigen Geschlechtes der Victoriden mit ihrem Verwaltungssitz. Aus diesem Kern und zwei anderen entwickelte sich die Ortschaft im Jahre 1289 zur Stadt. Das Städtchen, auf beiden Seiten des Rheines erbaut, ist der Markt- und Hauptort der Surselva.

Die beidseitigen Talstrassen, die von hier nach Chur führen, erheben sich zuerst um etwa 400 m bis Flims oder Versam. Sie müssen den bereits erwähnten Flimser Bergsturz überwinden, bevor sie talabwärts führen können.

Ilanz, die erste Stadt am Rhein.
Im Hintergrund der *Piz Mundaun* mit den drei vorgelagerten *Pezzettas*.

Vor dem Städtchen Ilanz fliesst der *Glenner/Glogn*, aus einem 20 km langen Seitental, dem *Lugnez*, herkommend, in den Vorderrhein. Die Vereinigung dieser beiden Flüsse hat bereits *Sererhard*, ein Engadiner Chronist (1689–1756), bewundert und in seiner «Einfalten Delineation» beschrieben. Nach seiner Vermutung soll der «Graue Bund», wie der Obere Bund volkstümlich genannt wird, seinen Namen vom grauen Bündner Schiefer führenden Wasser des Glenners erhalten haben, das sich noch weit nach der Vereinigung nicht mit dem hellblauen, sauberen des Rheines mischen will.

Mild und fruchtbar, daher auch baumreich ist die Gruob. Rheinaufwärts grüssen von den Terrassen herunter die weit sichtbaren weissen Kirchen vieler Dörfer. Wir nennen nur drei: *Breil/Brigels* am Fusse des Piz Tumpiv und Tödi. Es zählt den

wohl bedeutendsten romanischen Dichter, *Muoth*, zu seinen Bürgern. Mit seinen formschönen und kräftigen historischen Balladen hat er als grosser Förderer der romanischen Bewegung gewirkt. Sein programmatisches Gedicht: *«Stai si, defenda...»* («Steh auf, verteidige...»), hat er das romanische Volk auf den Wert seiner Sprache und Kultur gelenkt.

Als zweite Ortschaft sei *Trun/Truns* erwähnt, das im Talgrund gelegene schöne Dorf, das eindrücklich in die Geschichte Bündens und damit der Schweiz eingegangen ist. Hier wurde unter einem Ahorn 1424 der Obere Bund geschworen, der für die weitere Geschichte des Landes so wichtig geworden ist.

Es folgt nach den Dörfern *Rabius, Somvix/Sumvitg, Cumpadials, Surrein* die oberste Station der Rhätischen Bahn: *Mustér/Disentis*. Von alters her war *Disentis* bedeutend als Ausgangspunkt für das *Medels* und das *Tavetsch*, das *Val Medel* und das *Tujetsch*. Durch das Tavetsch und über den *Cuolm d'Ursera*, den *Oberalppass*, führt die Furkabahn den Reisenden in einer Stunde nach Andermatt. Das Postauto fährt von *Disentis* aus über *Curaglia* und *Santa Maria* nach Olivone. Die urchigen Leute in diesen erwähnten obersten Talstufen des Rheins, wo der Rheinstrom im Tomasee am Six Madun seinen Anfang nimmt, sprechen das surselvische Idiom in einer besonderen Färbung.

Disentis selbst war durch die Klostergründung seit dem 8. Jahrhundert im ganzen Alpenland bekannt. Die Heiligen *Sigisbert* und *Placidus* werden als Gründer der *claustra de Mustér*, des noch heute blühenden Klosters, genannt.

2. Die Sprache der Landschaft

Das Gebiet von Domat/Ems bis zum 72 km weiter talaufwärts 1600 m hoch liegenden Tschamut bildet – mit Ausnahmen, die noch zu umschreiben sind – im grossen und ganzen ein zusammenhängendes romanisches Sprachgebiet.

Nicht romanisch sind im Bereich des Vorderrheins oberhalb von Chur von alters her *Felsberg* und *Reichenau/Tamins*, sodann die *Walsersiedlungen*, d.h. Versam und Safiental, Valendas mit seinen Fraktionen (Brün, Durisch, Dutjen), Vals und

Obersaxen. Sodann sind Orte mit starker Zuwanderung aus deutschen Gebieten wie Flims und auch Ilanz sprachlich gemischt.

Beinahe dasselbe Idiom wie in der Surselva spricht die Bevölkerung von Rhäzüns, des Domleschg und Heizenbergs und von Schams – soweit sie noch romanisch ist. Weitaus überwiegend deutsch sind Thusis, Sils, Fürstenau, Rothenbrunnen, Cazis, sodann am Heinzenberg Flerden, Masein, Sarn, Tartar, Tschappina und Urmein.

In den Schulen romanischer Orte wird das Deutsche, das für das Fortkommen wichtig ist, so gepflegt, dass die Schüler im 7. Schuljahr dem Unterricht in deutscher Sprache folgen können. In der 4. Klasse oder später wird mit deutscher Unterrichtssprache begonnen; fast von Dorf zu Dorf ist der Entscheid über den Beginn und die Stellung der Sprachen verschieden.

Die Rheinschlucht, *Ruinaulta*, bei Versam.
Im Hintergrund ganz links der *Vorab*, rechts die *Ringelspitze*.
Im Mittelgrund, über Fidaz, der Flimserstein, *il Crap de Flem*.

Viele Gesellschaften, etwa ein Dutzend in Graubünden, im Unterland und Ausland, die in der *Ligia Romontscha* ihre Dachorganisation haben, bemühen sich um die Erhaltung der rätischen Idiome, die seit der Bundesabstimmung von 1938 zur vierten Landessprache, zur Quarta lingua, erhoben wurden.

«Quarta lingua» ist insofern keine genaue Bezeichnung, als es sich um fünf Schriftsprachen handelt und damit verbunden ebenso viele Unterstufen-Lehrbüchlein. Die drei Hauptidiome, *Sursilvan, Surmiran, Ladin* sind – wenigstens die erste und dritte Version – voneinander so verschieden, dass leider im gegenseitigen Verkehr das Deutsche öfters als Vermittlungssprache verwendet wird.

Ob diese aus dem Lateinischen während der Jahrhunderte römischer Besetzung gewachsene älteste Sprache der Schweiz weiter bestehen kann, trotz der fortschreitenden Industrialisierung und des gleichzeitigen Rückgangs des alten Bauerntums, liegt in der Hauptsache bei den Romanen selbst. Denn: *«In pievel viva, sch'el vul viver»*, (Ramun Vieli). – «Ein Volk lebt, wenn es leben will.» – Hier liegt die Entscheidung.

3. Ästhetische Analyse des Schulwandbildes

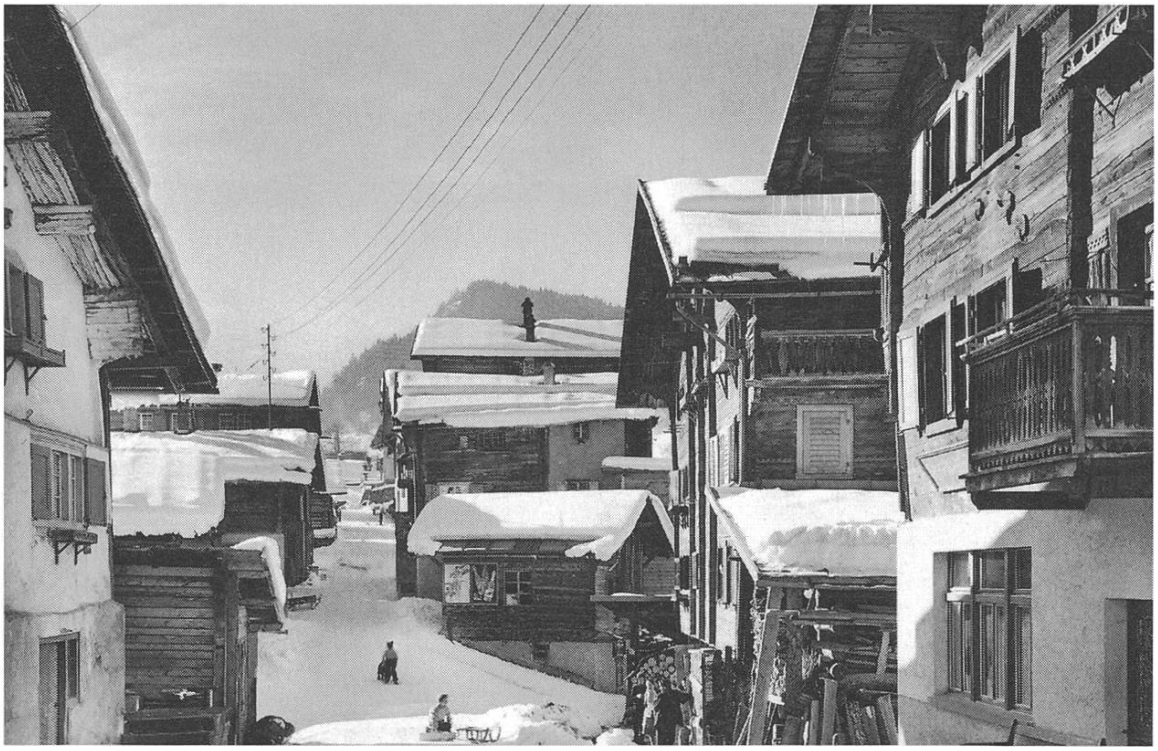
Das vorliegende Schulwandbild von *Alois Carigiet* entspricht ethnographisch der Wahrheit. Da es didaktische Aufgaben verfolgt, waren Anhäufungen von Bauten, Personen, Tiergruppen und Gebrauchsgegenständen auf kleinem Raum nicht zu vermeiden. Es brauchte die sichere Hand und das geübte Auge eines Künstlers, um dennoch alles natürlich und lebendig darzustellen.

Mit welchen Mitteln hat der Maler den Eindruck einer gewachsenen Einheit erreicht? Als Grundfarben lässt er vor allem rötliche und bläuliche Mitteltöne, die zum Teil ineinanderfliessen, wirken. Braun und weiss sind dagegen als Kontraste und zugleich starke Farben angebracht und, streng überlegt, vortrefflich verteilt. Mit den kräftigen Farben «befestigt» der Maler geradezu die Gebäude im Raum. Zwischendurch spielen leise, ja geradezu «musikalisch» in hellen Flächen offene Farbenlichter: rote, grüne, gelbe, so etwa in den Kopftüchern der Frauen,

den Kästen und Klappen des Bienenstandes, der Haustüre und Geländerbrüstung des seitlichen Treppenaufstieges, den Kleidungsstücken auf der Laube, der Brunnensäule, der Stalltüre, den Stangen, Brettern und Balken. Gerade dieses farbige Spiel verleiht der Darstellung die richtige Atmosphäre und lebendige Freudigkeit.

Wie wir auch die Komposition dieses Bildes betrachten, immer wieder müssen wir feststellen, dass sie mit den strengen Regeln der Kunst übereinstimmt, etwa so, dass z.B. der Goldene Schnitt beachtet, aber zugleich mit warmer Zeichenschrift alle Details wie Laube, Blumenständer, Ornamentik an Hauswand und Fenstern sorgfältig und doch nicht langweilig hervorgezaubert wurden.

Die Lebendigkeit der Bildfläche wird intensiviert durch die glückliche Aufteilung der statischen Elemente von Haus und Stall und den weiteren kleinen Gebäulichkeiten mit dem Reigen der Bewegung der Gruppe am Brunnen, des Vogels, des Bauern mit seinem Gefährt, der Frau und des Töchterchens am Backofen und der Katze auf der Bretterbeige.



Einsames Bergdorf im Winter, *Waltensburg/Uors la Foppa.*

Das Zugtier ist zeichnerisch frei gestaltet und gibt dem Bild eine naturalistische Note. Der Rauch am Hausdach, der auch zu den beweglichen Bestandteilen des Bildes gehört, ist etwas hart ausgeführt, in der Gesamtkomposition steht er als Diagonale in Beziehung zu den elektrischen Drähten und der Stange.

Das ganze Bild ist mit sicherem Können dargestellt, was ihm einen allgemeinen ästhetischen Wert verleiht.

Der Maler ist in einem bäuerlichen Hause der Surselva aufgewachsen und trug den bildhaften Eindruck seiner Heimat schon von Kindheit in sich.

4. Tages- und Jahreszeit auf unserem Bild

Jede Jahreszeit bringt dem Bauern abwechslungsreiche Arbeiten in Hülle und Fülle, die alle ein Bild interessant gestalten lassen. Der Künstler hat aus rein graphischen Beweggründen den Winter gewählt, weil auf dem Schneegrund all die vielen Einzelheiten besonders gut hervortreten. Der strengste Winter ist aber vorbei. Die Schneeschmelze hat eingesetzt; *la marschauna ei dada en* (wörtlich: Die Schneefäule ist eingebrochen). Das Bild vermittelt die Stimmung des nahenden Abends. Es ist etwa 4 Uhr nachmittags, die Zeit, wo der Bauer sich mit Strohstreue zu einem Aussengut begibt, um dort das Vieh zu füttern. Abendstimmung herrscht am Himmel über *Aclas*, den Gadenstätten, und *Cuolms*, den Maiensässen, und über der Gebirgskette. Der Schnee auf dem Weg ist trotz der vorgerückten Stunde noch weich. Dies bezeugt die Haltung der Kuh, die beim Ziehen ihres Schlittens stark eingesunken und eben im Begriffe ist, sich zu erheben. Diese sonderbare, aber ausserordentlich gut wiedergegebene Reaktionsbewegung ist jedem verständlich, der die oft innerhalb kürzester Fristen wechselnden Beschaffenheiten des Schnees kennt und erfahren hat.

Das schneelose Dach mag uns zu dieser Jahreszeit befremden. Dies ist aber trotz des Winters durchaus möglich, da die grossen Kamine, die fast Tag und Nacht in Betrieb sind, grosse Wärme ausstrahlen und das Dach erwärmen, ganz abgesehen davon, dass der Schnee oft von den Dächern abgeräumt wird. Der Künstler kann uns so, ohne unwahr zu sein, die Dachbe-

schaffenheit zeigen. Die Bedachung besteht aus Schindeln, Lattenwerk und Steinen, die alles genügend beschweren.

5. Situationsbericht vom Schulwandbild her gesehen

Das Haus, das auf dem Bilde vor uns liegt, entspricht keinem genauen Vorbild. Sein Typus kann aber überall in der Surselva gefunden werden. Es dürfte vor 150 bis 200 Jahren erbaut worden sein; dies bezeugen Form, Bauart und Ornamentik. Obwohl das Haus in allen seinen äusseren und inneren Proportionen und Ausmassen ein Doppelhaus darstellt, scheint es ursprünglich für einen einzelnen erbaut worden zu sein. Für seine besonderen Bedürfnisse hat er die Stube im linken Hausteil in die rechte Hausseite hineinragen lassen. So erhielt er hier eine grössere Stube, während die kleinere als Elternzimmer verwendet werden konnte – *combra tras stiva*. Zum Ausgleich ist oben rechts dafür eine grössere Schlafkammer. Dass die sonst übliche Dreifensterreihe zu einer Viererreihe wird und dass zwei statt eines Fensterladens nach unten geklappt erscheinen, ist keine wesentliche Variante.

Heute dürften in einem solchen Hause zwei Besitzer wohnen, z. B. Brüder oder andere Verwandte. Die bäuerlichen Familien erweitern sich ständig, sie brauchen mehr Platz. Boden, Haus und Hof müssen oft infolge Erbschaften aufgeteilt werden. Die eine Hälfte der Hausfront ist erst kürzlich mit kleinen Schindeln belegt worden, während die linke noch im alten Zustand dasteht. Dies lässt vermuten, dass zwei Herren in dem Hause leben. Rechtlich stehen also die beiden Haushälften vereinzelt da. Es müssen aber auch Rechte bestehen, die die verschiedenen Zugänge und Umgebungsverhältnisse regeln.

Die kleine Verschiebung des Stubentraktes ändert prinzipiell nichts am Grundriss des surselvischen Doppelhauses. Der Künstler sieht gerne innerhalb des Typischen und Genormten lebendige Besonderheiten; das surselvische Haus ist in seiner Ausgestaltungsmöglichkeit besonders günstig für solche Exkurse. Der Gestalter geht auch der Technik nicht aus dem Wege und verwendet zur Abrundung seines Bildes elektrische Leitungen und ähnliches.

Gesamteindruck des surselvischen Hauses

Ein Hauptmerkmal des surselvischen Hauses ist die gedrungene Bauform, *la braccadad,* wie der Romane sagt. Es ist breit in den Grundmauern und nicht hoch: Es umfängt seine Bewohner wie die Gluckhenne ihre Küken. Die Grundmauern liegen im Verhältnis zur Höhe weit auseinander. Der Wind, der bei Winterstürmen und Föhngang unheimlich toben kann, hat so wenige Angriffsflächen, und das verhütet das Abheben von Schindeln und ganzen Dachflügeln. Die Gedrängtheit des Baues ist auch wegen der beissenden Winterkälte erwünscht, da diese besonders alte Holzwände leicht durchdringt.

Entstehung und Verbreitung des surselvischen Hauses

Im Vorderrheintal hat sich im Verlaufe der Jahrhunderte ein Bauernhaus herausgebildet, das, obwohl verwandt mit denen der Nachbartäler, doch eine besondere Note behalten hat. Diesen besonderen Eindruck vermittelt uns auch das Bild von Carigiet.

Der Urtyp des ganzen Alpengebietes um den Gotthard, ein Blockhaus, dürfte in der Raumdisposition etwa einer besser ausgebauten Maiensässhütte entsprochen haben. Sie ist getrennt in Wohn- und Schlafraum und versehen mit einer bergseits liegenden, ausgemauerten Küche. Dieses einfache Haus ist heute, wo es in der Surselva noch besteht, nur noch Behausung für fahrendes Volk oder zum Stall und zur Rumpelkammer herabgesunken. Schon die noch bestehenden Doppelhäuser aus dem 17. Jahrhundert zeigen hingegen, wenigstens soweit es sich um Eigentum Wohlhabender handelt (und andere werden kaum noch bestehen), recht gut ausgebaute Formen. Infolge besserer wirtschaftlicher Verhältnisse und wegen des Zuzugs tüchtiger Zimmerleute wurde die Bauweise schöner Doppelhäuser weithin verbreitet.

6. Das surselvische Bauernhaus als Bautypus

Fast in jedem surselvischen Dorf hat es neben den typischeren Holzhäusern auch bäuerliche *Steinhäuser,* besonders in

den grösseren Orten. Sie sehen meist massig aus, fast wie gedrungene Festungen. Die Einteilung weicht aber nicht wesentlich ab vom *Holzhaus,* und wir gehen nicht länger auf sie ein, stellen aber fest, dass das sogenannte Bürgerhaus nicht dasselbe ist wie das Steinhaus der Bauern.

Trotz den oft die einfachen Grundformen verwirrenden Um- und Anbauten ist der Grundriss des Holzhauses insoweit überall ähnlich, als Erdgeschoss mit Küche und Stube, seinen Ausgang zu ebener Erde hat, bzw. er führt unmittelbar ins Freie. Das erfordert der ständige Verkehr zwischen Küche und Kleinviehstall, Scheunen, Backofen usw. Die fast ausschliesslich nachts verwendeten Schlafzimmer sind dagegen zweckmässig in das obere Stockwerk verlegt.

Die Keller sind meist von aussen trauf- oder frontseitig direkt erreichbar, mitunter aber auch vom Hausgang aus, oder mittels Falltüre und Leiter von der Küche her.

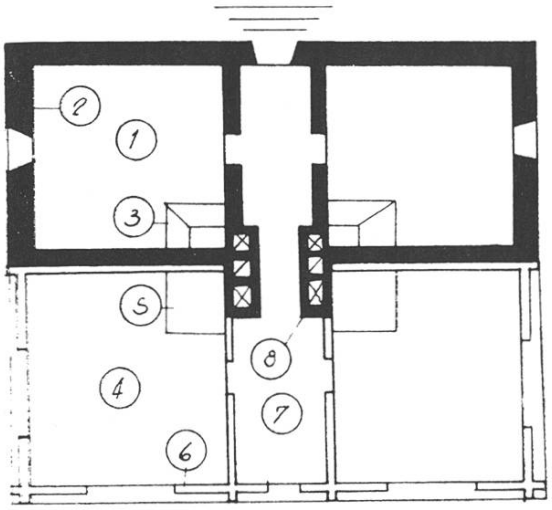
Der *Gang im Hauptboden* ist in der Regel durchgehend, obschon die meisten Häuser sonst selbständig sind und der *vertikale* Giebelschnitt sie in zwei mehr oder weniger gleiche Besitzteile halbiert. Je eigene Treppen führen getrennt in die oberen Räume.

Gehört zufällig ein Doppelhaus einem einzigen Eigentümer, dann wird die zweite Küche zur Vorratskammer und die eine Stube zur «guten» Stube, *la stiva biala.*

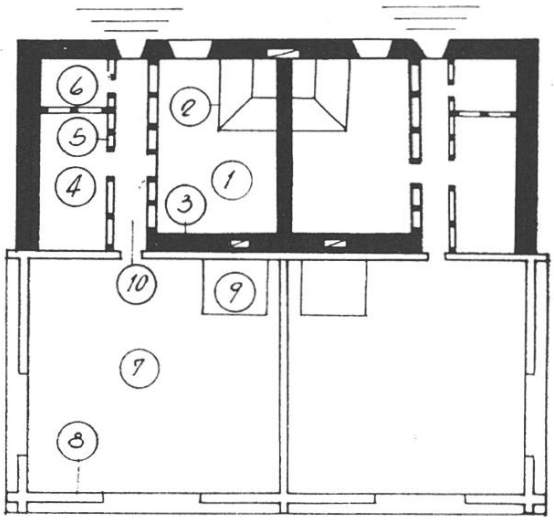
Am Grundriss ist aber wesentlich, dass der talwärts gerichtete *Stubentrakt* durch den Gang *in der ganzen Länge* vom *bergseitigen Küchentrakt* getrennt wird. Bei diesem Haustyp ergibt sich dann ein Zugang von aussen von beiden Hausseiten her, durch einen Treppenaufstieg, der sich im Freien befindet. Der durchgehende Gang kann (in der Mitte) offen oder durch eine Bretterwand abgeschlossen sein.

Eine *Variante* dieses Haustyps zeigt den Hauptzugang, die Haustüre, von *hinten* her, von der Bergseite. Der etwa 2 Meter breite Gang halbiert dieses Haus in der *Firstrichtung.* Küchen- und Stubentüren stehen gegeneinander, und derselbe Gang wird gleichzeitig von beiden Hausbesitzern benützt. Das erfordert eine wohlüberlegte Hausordnung; es kann auch Ursache zu Unstimmigkeiten werden, wenn sie nicht von allen eingehalten wird,

und dies um so mehr, als der Gang auch Abstellraum ist (darüber später mehr) und die Öfen vom Gang her geheizt werden.



1 Küche; 2 Bruchsteinmauer;
3 Rauchfang und Herdstelle;
4 Stube; 5 Ofen; 6 Strickwand;
7 Gang; 8 Kamin und Ofenfeuerung



1 Küche; 2 Rauchfang;
3 Kaminwand; 4 Spense;
5 Ausgemauerte Riegelwand;
6 Abort; 7 Stube; 8 Strickwand;
9 Ofen; 10 Gang
(Spense = Speisekammer)

Auch dieser Typ weist Varianten auf, so eine mit einem zweiten Eingang auf der Giebelseite und gemeinsamer Steintreppe bis zu den Stuben.

Schliesslich gibt es noch Häuser, die bergseits *zwei* Eingänge und *getrennte* Gänge haben (bei gleicher Anordnung der Räume), wo aber die verkürzten Gänge direkt zu den zugehörigen Stubentüren führen.

Weitere Varianten bis zur Entwicklung der modernen Abschlusswohnungen in den verschiedenen Stockwerken sind neuerdings auch zu finden, neben Einteilungen, die durch einseitige Aufstockungen und verwirrende Anbauten entstehen.

Neue Generationen und Verbesserungen der Wirtschaftslage führen zu vermehrten Raumbedürfnissen. Es ist schade, wenn sie zu Verunstaltungen der alten schönen Formen führen.

Die Küche

Am stärksten ist im surselvischen Haus im Verlaufe der Zeiten die Küche umgewandelt worden. Vor einem Jahrhundert gab es noch viele Küchen mit offenem Herd, ohne besonderen Rauchfang. Der Küchenraum reichte dann bis zum Dach hinauf, und der Rauch zog durch Risse des Schindeldachs langsam ins Freie ab. In hochgelegenen Weilern gab es solche Küchen bis vor wenigen Jahrzehnten. Wo es eingebaute Kamine gab, waren diese massig. Von der Küche aus sah man durch den «Chämischoss» die Sterne am Himmel glänzen. Diese Öffnung konnte mitunter mit einer hölzernen Klappe geschlossen werden. Im Kamin hingen an Feuerketten die grossen und kleinen Erzhäfen über dem offenen Feuer. Der freie Herd verschlang viel Holz, erwärmte aber die Küche zur Winterszeit angenehm.

Heute hat sozusagen jede Küche einen mehr oder weniger modernen Herd. Eine ganze Entwicklungsgeschichte liegt zwischen den erwähnten Stadien. Reste aus alter Zeit sind immer wieder anzutreffen: der alte «Chämischoss», Röhren, die vom neuen Herd in den alten Kamin hinaufführen, ja selbst Holzschächte, die diesen Dienst leisten, sind anzutreffen.

Die Bauersfamilie isst gewöhnlich in der Küche. Die alten Wandklapptische aber sind heute verschwunden, wie noch vieles andere. Der massive Tisch aus Eichen- oder Eschenholz befindet sich in einer Ecke an Wandbänken. Meist ist heute fliessendes Wasser vorhanden. Die holzsparenden Herde und andere Rationalisierungen im Küchenbetrieb haben die alte Stimmung vertrieben, und das allmähliche Verschwinden der Hausbäckerei und der Hausmetzgerei hat viel von der bäuerlichen Küchenpoesie verdrängt. Doch ist die Küche noch genau wie früher der wahre Lebensraum der Hausfrau. Von hier aus gehen zwischen den Mahlzeiten, die immer mit einem Gebet begonnen und beschlossen werden, viele Befehle aus, von hier aus muss im Sommer die Verpflegung, der Nachschub zu den vielen Arbeitenden auf dem Felde wandern. Den Pendelverkehr dorthin besorgen grösstenteils jene Kinder, die auf dem Felde noch entbehrlich sind. Erst während des Heuens auf den Maiensässen gibt es für

die Hausfrau eine kleine Pause. Dort oben bestehen eigene kleine Haushaltungen; etwas Hausrat wird mit dem Werkzeug des Bauern mit hinaufgetragen. Töchter oder Mägde besorgen dort fröhlich die einfachen Mahlzeiten. Die Hausfrau aber bleibt im Dorf. Kleine Kinder, vielleicht auch die Grosseltern sind dort zu betreuen.

Die Stube, die Kammern und weitere Räume

Mit ihrer oft ganz netten Einrichtung und Ausstattung ist die Stube, besonders im Winter, ein wichtiger Raum für Erwachsene und Kinder. Den eingebauten, manchmal schön geschnitzten und bemalten Geschirrschrank, die Riemendecke mit dem voll mit alten Büchern und Kalendern befrachteten Deckenunterzug, *lenn-stiva, lenn plantschiu,* werden wir noch kennenlernen. Etwas Besonderes in der surselvischen Stube ist der sogenannte Specksteinofen, *la pegna scalegl,* mit seiner besonders angenehmen, gleichmässigen Wärme. Die Jahreszahlen und Initialen, die da fast überall eingemeisselt sind, gehen oft 150 Jahre zurück. Vorher bestanden in etwa derselben Grösse Öfen aus Mauerwerk und Mörtel. Als Abschluss diente eine dicke, schwere Steinplatte.

Die Specksteinöfen werden von einheimischen Handwerkern hergestellt. Das Material holen sie in besonderen Steinbrüchen. Mit Zweimannssägen und Keilen werden die Blöcke zu Platten zersägt und getrennt, geformt und im Bau zu Öfen zusammengelegt.

Über dem Ofen befindet sich in der Decke der sogenannte *barcun pegna* (barcun = Laden, Öffnung, pegna = Ofen), eine kleine Öffnung, die die Erwärmung der Schlafzimmer ermöglicht. Die Kinder gelangen mitunter durch diesen Schlupf in den oberen Stock zu den Schlafräumen. Selten führt eine schmale Treppe hinter dem Ofen hinauf in die oberen Räumlichkeiten. Über dem Ofen, an der Decke angebracht, befindet sich eine Einrichtung zum Aufhängen von Kleinwäsche, Strümpfe, Gamaschen usw., es ist die *tschaghegna, culani* oder *cadeina pegna* genannt. Auf und an den Seiten des Ofens dörrt die Bäuerin zur gegebenen Zeit die Kirschen, die sie

dann gerne bei der Zubereitung von *bizochels*, «Spätzli», und *gnocs*, Sonntagsknödel, verwendet, und Birnen für das kräftige Birnbrot, das zu Neujahr eine so grosse Rolle spielt.

An gewöhnlichen Werktagen ist die Küche bald nach dem Abendessen aufgeräumt. Alles ist müde von der Arbeit. Am Morgen beginnt der Tag auch im Winter verhältnismässig früh. Anders aber an Sonn- und Feiertagen. Da besammeln sich gerne gute Freunde zu einem Plauderstündchen, gefolgt vom traditionellen Tarockkartenspiel, *in scart troccas*. Die Schulbuben und -mädchen, denen sonst der Tisch für ihre Aufgaben gehört, haben sich mit ihren Büchern und Schriften auf die Ofenbank verzogen, ja selbst auf den Ofen hinauf, und sie verschwinden bald.

An hohen Festtagen, besonders an der Kirchweih, *perdanonza*, ist die Stube mittags nach dem Gottesdienst voll von Gästen. Grossmutter, Mutter und Töchter haben ein festliches Essen zubereitet. Tage der Arbeit gehen dem grossen Tag voraus. Bei mehreren Gängen und gutem Wein verbleiben alte Freunde und Verwandte aus der Nachbarschaft über das «Zvieri», *marenda*, hinaus, ja bis um 18 Uhr plaudernd beisammen. Man hat ja so viel zu erzählen, und wer weiss, wann man wieder beieinander sein kann!

Wo Töchter im Hause sind, wird an Hauptfesten der Abend zu einem besonderen Ereignis auch für die Burschen des Dorfes, ils *mats*. «Z'hengert go», *ir a mattauns*, ist ein alter Brauch, der noch heute im vollen Umfang besteht. Die *mats* oder *ménders*, die ledigen Burschen, gehen zu ihren Schönen, spielen und scherzen und necken und freuen sich des geselligen Beisammenseins. Dass ein Nachtimbiss nicht fehlen darf, der *puschegn* (post coenam) mit den erlesensten Sachen, ist bekannt.

Früher gesellten sich an langen Winterabenden (um Licht zu sparen) besonders Frauen und Mädchen aus einer Nachbarschaft mit ihren Spinnrädern in einer Stube. Bei fahlem Talglicht surrten und schnurrten die Holzrädchen im Takt bis weit in die Nacht hinein. Von der Kunkel herunter nehmen die Spinnerinnen ein Gemisch der Wolle von weissen und schwarzen Schafen. Diese Fäden ergeben beim Weben seit Jahrhunderten den charakteristischen grauen Stoff der Kleidung unse-

rer «grauen Puren». Einige glauben, dass davon die Bezeichnung *Grischun*, Graubündner, herrührt.

Wenn etwa nur Jungfrauen zu irgendeiner Gemeinschaftsarbeit besammelt sind, so lässt sich die Dorfjungmannschaft alsbald vernehmen. Von den Gassen her ertönen Volkslieder und Spässe. Sie bitten dann um Einlass. Die Bitte wird ihnen nicht lange verweigert, besonders bei grimmiger Kälte im Winter.

Auch die *«mezca»*, die «Metzgete», bringt in jede Haushaltung einmal im Jahr etwas Abwechslung. Nach altem Brauch werden dann Freunde und Bekannte des Hauses zum gemeinsamen Schneiden des Unschlitts oder Talgs eingeladen, *ir a tagliar seif*. Obwohl die Eingeladenen wissen, dass sie kaum etwas helfen müssen, nehmen sie die Einladung gerne an. Sie beginnen alsbald mit dem Tarockspiel, oft an 3 bis 4 Tischen je 5 zusammen; erst um Mitternacht werden sie durch den ersehnten Grieben-Imbiss (*magliar garflaunas*) in ihrem Spiel unterbrochen. Nach der Stärkung wird das Tarockspiel bis in den Morgen hinein fortgesetzt.

Neben dem Spinnrad ist aber während des Winters auch der Webstuhl in Betrieb. Er wird im Herbst in einer zweiten Stube oder einem Schlafzimmer aufgestellt. Das Zetteln mit dem Zettelrahmen usw. gehört zu den interessantesten Frauenarbeiten. Es folgt das Aufspannen des Zettels, das dumpfe Tönen des Anschlags der Lade, das Zischen des geworfenen Schiffleins und das Klappern der Holztritte, alles schön im Dreiertakt. Dass bei solchen Arbeiten die schönen romanischen Volkslieder ertönen, braucht kaum erwähnt zu werden. Alle diese Zusammenkünfte fördern noch heute das friedliche Zusammenleben in unseren Bergdörfern.

Von der Stube aus gelangt man in vielen Häusern seitlich in ein gleich langes, aber schmaleres Zimmer, *la combra tras stiva*. Der Stubenofen ragt oft etwas in diesen Schlafraum der Eltern, Grosseltern oder Kranken hinein. Diese Stübchen, meist längs der Traufseite gelegen, kamen erst später als konstruktiver Bestandteil hinzu. Es erwies sich aber als sehr nützlich und praktisch, so dass es auch an Häusern, die dieses Zimmer nicht besassen, häufig durch Anbauten angefügt wurde. Durch Verlängerung des Dachflügels, traufseits, wurde das

Haus nicht stark verunstaltet; oft gewannen sogar dadurch die Proportionen. Dieser Anbau wurde aber auch mitunter über den seitlichen Eingang und hinauf in den Küchentrakt gezogen. Dies ermöglichte dort den Ausbau von Heuböden, Ställen und Scheunen für das Kleinvieh.

Die wichtigsten Schlafräume, *combras*, befinden sich über den Stuben. Die Einteilung dieses Raumes kann aber anders sein. Statt zweier Räume können auch drei kleinere auftreten. Die Aufteilung sieht man bereits von aussen an den Gewettkopfreihen der Zwischenwände. Diese *combras sur stiva* erhalten etwas Wärme von den darunterliegenden Stuben. Über den Küchen, sofern dieser Raum ausgebaut ist, befinden sich weitere Zimmer, auch Vorrats- und Brotkammern, sogenannte *tgaminadas* (d.h. Kaminräume, Rauchkammern).

Von dem Korridor neben den Schlafzimmern führt eine Leiter oder Treppe zu den Giebelräumen im Estrich, *il surcombras*, falls überhaupt noch Raum für etwas vorhanden ist. Ferner kann da in der Giebelkammer, *combra dil gebel*, die Fleischkammer, *combra de carn*, eingerichtet werden. Küche, Keller und Giebelkammer sind die drei Stationen für die Behandlung des Bündner Trockenfleisches, des Bindenfleisches.

Beim Verlassen der Stube oder Küche betrachten wir noch einen Augenblick den langen, breiten Gang alter Häuser. Besonders früher war der Bauer zum grossen Teil Selbstversorger. Er musste viel Platz für seine Vorräte haben. Dazu verwendete er auch den Gang, wo neben Truhen, Säcken, Körben auch «Tretschen» (Lederseile), Schellen u.a. an Holznägeln aufgehängt waren und noch heute sind. Was da nicht untergebracht werden konnte, wurde im Estrich verstaut; dort lagen besonders die grossen Kornströge, alte Pflüge und die Brotgestelle. Letztere sind an dem Firstbalken aufgehängt, damit die Mäuse nicht daran können; es sind dies die sogenannten *paneras*, Brothänge.

Auch in Scheunen und Holzschöpfen befinden sich viele Gerätschaften und Werkzeuge, Schlitten und Wagen aller Gattungen.

Im recht komplizierten Bauerngewerbe ist das Kind eine wichtige Arbeitskraft. Während der 6 Monate langen Ferienzeit

helfen der Bub und das Mädchen nicht nur in Haus und Hof beim Heuen und Füttern, sondern auch als Hirt und Hirtin. Beide wachsen so ganz natürlich hinein in alle Geheimnisse des Bauerntums. Diese Erfahrungen bereichern sie, auch wenn sie später nicht im bäuerlichen Betrieb arbeiten, für das ganze Leben. Sie werden zeitlebens mit der Heimat seelisch verbunden bleiben.

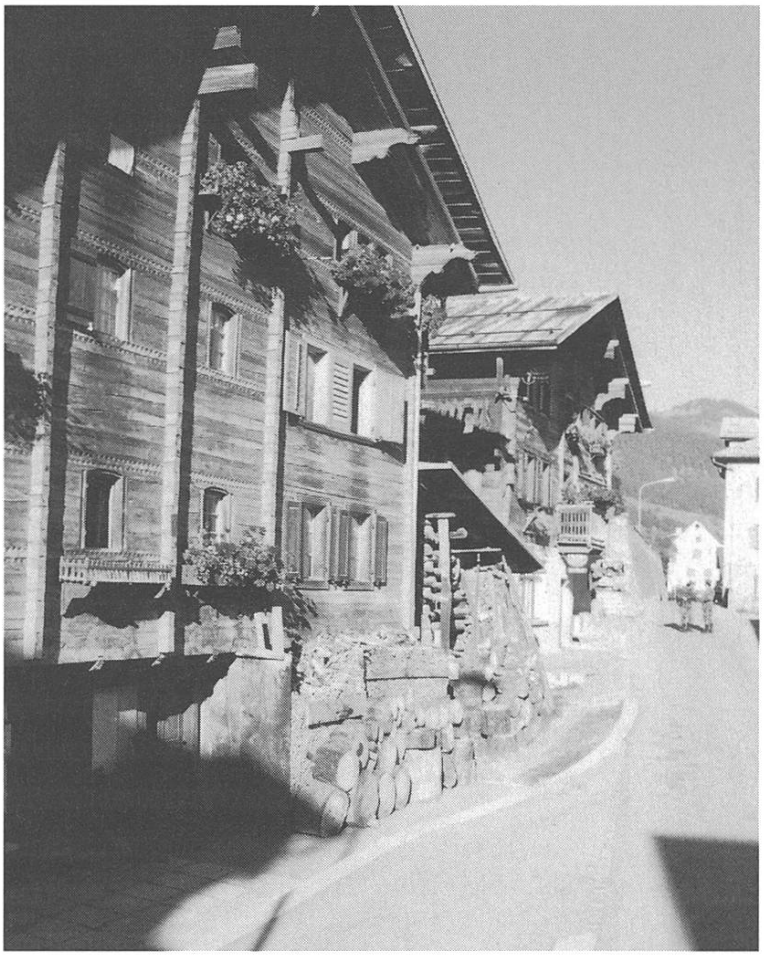
Ornamentik am Bauernhaus

Die Freude an künstlerischer Gestaltung und Ornamentierung fehlt an keinem surselvischen Hause ganz. Schon sehr

Doppelhaus in *Acletta*, oberhalb *Disentis*.
Bemerkenswert die kleinen Holzwandschindeln,
schlondettas. (Foto: A. Maissen)

früh haben die Zimmerleute sie mit Erfolg und mit Liebe angewendet. Das Ornament ist oft unauffällig und auf bestimmte Orte beschränkt. Es ist bekannt, dass 200 und 300 Jahre alte Häuser interessanter und besser geschmückt sind als spätere. Heute ist die bäuerliche Kunst, wie so viele andere Dinge, ziemlich verfallen; immerhin zeigen sich, nach langen sterilen Dezennien, Wiederbelebungen erfreulicher Art.

So gibt es wohl kein Haus in der Surselva, das nicht vor wenigstens einem Fenster einen zierlich ausgeschnittenen oder ausgesägten Nelkenständer besässe. Er bedeutet, zusammen mit den im Sommer wunderbar herunterhängenden Nelken, den Stolz der Bäuerin. Der bescheidenen Schreiner, die während



Seltenes Beispiel für gutgeformte Drachenköpfe an den Dachbalken. (Foto: A. Maissen)

des Winters die mühevolle Arbeit ausführen, soll dankbar gedacht sein. Sie verfertigten solche im Laufe der Jahre für eine ganze Umgebung. Wenn auch im Aufbau ähnlich, erstaunen uns immer wieder die neuen Einfälle in der Art der Verzierung.

In gleicher Richtung gehen die Verzierungen an den unzähligen Lauben. Die ausgesägten Formen an den Sprossen und Treppengeländern sprechen von feinem Kunstsinn.

Die Haustüre ist oft kunstvoll gezimmert. Interessante Einlegearbeiten sind nicht selten. Die Stubentüren zeichnen sich oft durch besondere Formen der Füllungen und Friese aus.

In der Stube müssen wir vor allem das eingebaute Buffet oder den Geschirrschrank, *il puffen*, erwähnen. Darunter sind kunstvolle Arbeiten anzutreffen. Fremde und einheimische Schreiner haben daran gearbeitet, manchmal ganze Winter hindurch in der Werkstatt des Bauern. Sie erhielten das Holz vom Bauern. Die Entlöhnung bestand aus dem Essen, einem Unterschlupf, Kleidern und Schuhen. Dem wandernden Schreiner bedeutete dieser Aufenthalt einen angenehmen Winterschlaf; im Frühjahr zog er fröhlich weiter, hinaus in die weite Welt.

Geschweifte Täferungen an den Stubendecken finden sich besonders in behäbigeren Häusern ehemaliger weltlicher Würdenträger. Der *Mistral*, d.h. der Kreislandammann, zeigte gerne seine Stellung und Bedeutung in der besseren Ausstattung seines Heims. Hübsche Riemendecken, *plantschius de curegias*, sind häufig auch in ganz einfachen Stuben anzutreffen. Damit verbunden ist der ornamental ausgearbeitete Stubenunterzug, *il lenn plantschiu*.

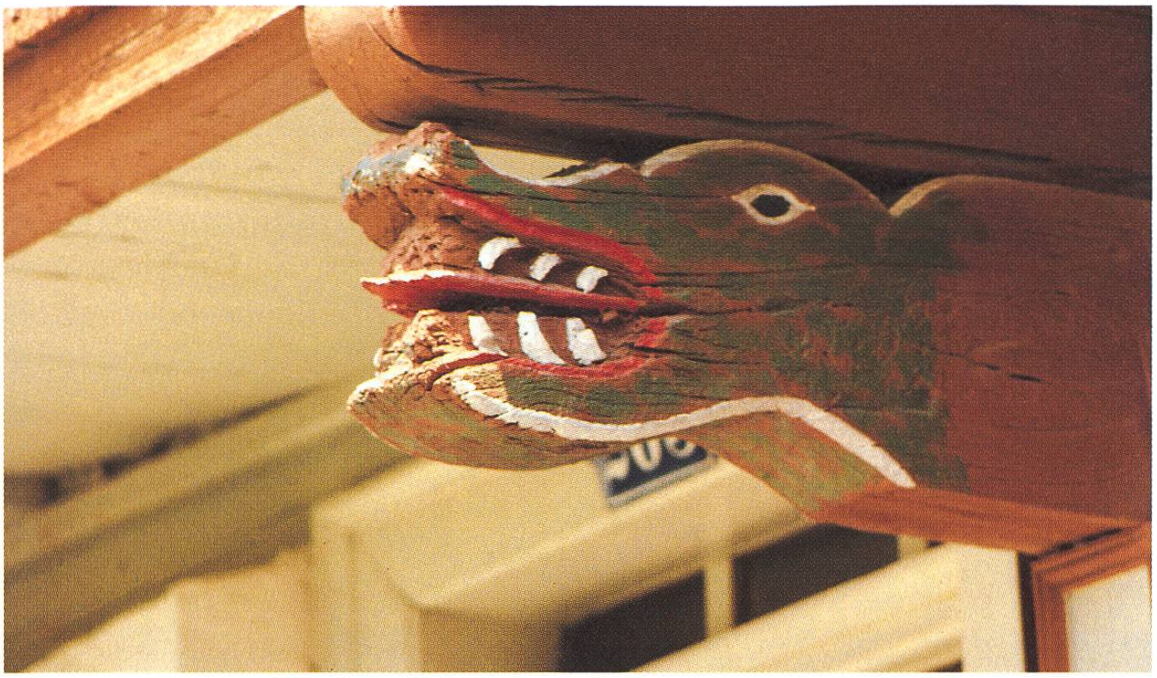
Auf dem Bild Carigiets fällt sofort die verschiedene Behandlung der Hauswandhälften auf. Die rechte Seite ist mit kleinen Wandschindeln, *slondas pintgas*, überdeckt. Dieser neue, ornamental wirkende Schutz gegen den scharfen Winterwind, verdeckt aber die Ornamente, die die linke Wandseite noch besitzt. Oft werden so Gewette und Wände mit Bretterverschalungen verunstaltet.

Die Verstrickung der Haus- und Zwischenwände ergeben nach aussen Gewettkopfreihen, die die grossen Wandflächen vorteilhaft unterbrechen und aufteilen. Die Konstruktionsart wirkt an sich schon ästhetisch.

Die Gewettkopfreihe und die Zwischenwände werden oft nach oben, giebelseits, dem Giebel entlang durch stark hervorragende Gewettköpfe, *ils tgaus-mugrin, tgaus-tetgal* verlängert und ausgerichtet. Die Fassonierung dieser Köpfe spielt am surselvischen Haus eine grosse Rolle. Bewunderung erregen besonders die Drachenköpfe, die oft rot, grün und schwarz gefärbt sind, alte Muster, die auch als Grundbalkenverzierungen angewendet werden. In der Mitte der Giebelwand, auf Schlafzimmerhöhe, sind mitunter Maskenfiguren, Pferdeköpfe und ähnliches zu sehen.

Wie geschaffen für Verzierungen fand man von alters her die obersten Balken im dreieckigen Giebelfeld. Das alte, ewig neue Thema der Einkerbung und des Zeichnens und Ausmalens von Jahreszahlen, der Anfangsbuchstaben des Bauherrn und Zimmermanns, von Sprüchen usw. auf diesen hohen Balken lässt der Phantasie der zierfreudigen Meister, *meisters* nennt sie der Romane, freien Lauf.

Dreifensterpartie mit Fensterladen, darunter der so oft angebrachte Blumenständer. Die Schindeln sind gut sichtbar. Ein interessantes durcheinandergeratenes Farbenspiel aus zeitlich unterschiedlich eingesetzten Elementen.
(Foto: A. Maissen, 1980)



Dachpfette mit *Drachenkopf* am Haus in *Acletta*
(Foto: A. Maissen)

Bei vielen Häusern der Surselva ragt der Holzblockbau beträchtlich über die Grund- und Kellermauer hervor. Es ist der sogenannte «Überschutz», *la surtschentada*. Dieser Vorbau wird ermöglicht und getragen durch die verlängerten Traufwände und die vorstehenden Tragbalken des Stubentraktes. Diese letzteren sind mitunter von Konsolen gestützt, die in ihren Formen und Proportionen viel zur Verschönerung des Holzhauses beitragen. Auf unserem Wandbild werden die verlängerten Stubenbalken durch rötliche Striche angedeutet. Das hübsche Konsolenwerk, oft mit Grundschwelle und Wand verzinkt, gehört schon zur konstruktiven Ornamentik.

Besonders reich und interessant verziert ist an den Holzhäusern, *las casas-lenn*, der Grundbalken oder die Grundschwelle. Es ist der etwas breiter gehaltene, erste Wandbalken, der auf die Grundmauer zu stehen kommt, bei Vorbau auf die besprochenen Konsolen. Die Verzierungen und Einschnitte sind so hoch, dass sie über mehrere Wandbalken reichen. Die verzierte Grundschwelle heisst auf Romanisch *il lenn de tschentament* und ist seit dem 17. Jahrhundert ständig Gegenstand schönster Verzierungen. Das häufigste Grundbalkenornament ist die ein-

fache Schlinge, verbunden mit daraufgesetzten Sonnenrosetten in Kerbschnitt, stilisierten Pflanzen- und Tiergebilden, tief und kunstvoll eingeschnitten. Auch Monogramme Christi, Josephs und Marias fehlen fast nie.

Kerbschnitte sind längs der Fensterbalken in allen möglichen Varianten zu verzeichnen. Der Reichtum und die Gediegenheit der Zierbänder machen unseren alten Handwerkern alle Ehre.

Schwille, Schübe oder Keilbrett

Auf unserem Bilde sehen wir in der Wand des Hauses, unmittelbar unter dem Nelkenständer und auch unter den zwei Klappbalken, die Stirnseiten von zwei dicken, in das Haus eingelassene Bodenbretter, *las startguiras*.

Gleich nach dem Bau des Hauses waren diese Bretter noch nicht ganz in den Stubenboden hineingeschoben, sondern ragten um 1 Meter hervor. Erst wenn das «Schwinden» der Bodenbretter in der Stube (wegen des fortschreitenden Austrocknens des Holzes) gut sichtbar wird, schiebt man das keilförmige Brett wieder etwas nach. Dazu verwendet man eine schwere Holzramme. So verhindert man, dass der Boden aus den Fugen geht.

Hausgeschichte

Jedes Haus hat seine Geschichte. Oft ist sie unbekannt und ruht verborgen im Schosse der Jahrhunderte und Generationen, die darin lebten. Der Wissenschafter möchte aber sehr gerne den Zauberstab anlegen, um die Geheimnisse aus dem Dunkeln zu locken. Viele Häuser sind mit den Jahreszahlen versehen, viele aber nicht. Die Initialen können oft nach langem Studium mit Vergleichsmaterial entziffert werden, so dass Erbauer und Meister zu eruieren sind. Aber bereits die Art der Verzierungen allein kann das Alter eines Hauses recht genau bestimmen helfen. Man kann sogar mit grosser Sicherheit den Mann, der schnitzte, feststellen; dies an der Art des handwerklichen Könnens, der Umrisse und Motive. Aus viel Vergleichsmaterial ist zu erkennen, dass gewisse Handwerker, wenn schon meistens aus romanischem Lande, doch wandernde Handwer-

ker waren und sogar über das eigene Tal hinaus Breitaxt und Fällaxt an die zu behauenden Rundhölzer anlegten. Sie mögen auch noch die alte Trentinersäge auf der Schulter mitgetragen haben in einer Zeit, wo die Sägemühlen spärlicher waren und meist tief im Tobel lagen. Die Zeiten und Methoden haben sich stark geändert. Wir freuen uns aber noch gewaltig an den herrlichen Arbeiten, die die *«meister»* in gemeinsamer Arbeit mit dem Bauherrn und Nachbarn zustandegebracht haben.

Von den vielen Haussprüchen lassen wir hier nur einen aus Flond folgen:

	Auf deutsch:
«Questa casa ha ina fin;	*«Dieses Haus hat ein Ende,*
Mo il tschiel quel stat adina.	*Doch der Himmel bleibt für immer!*
Ton spetga Andrea Lutta.»	*Ihn erwartet Andrea Lutta.»*

7. Die Nebengebäude und das dörfliche Zubehör

Vieh- und Heustall

Vieh- und Heustall, *nuegl e clavau*, befinden sich meist neben oder wenigstens in der Nähe des Bauernhauses. Das Gebäude kann beträchtliche Ausmasse aufweisen. Es handelt sich ja um den Heimstall, im Gegensatz zu jenen in den Gadenstätten und Maiensässen. Er kann mit dem Hause durch Schöpfe und Schuppen verbunden sein. Diese natürliche Stellung neben dem Hause ist aber nicht immer möglich gewesen. Besondere Besitzverhältnisse oder Aufteilungen bei Erbschaften verursachen im Laufe der Zeiten gerne Verschiebungen. Auch ungünstige Bodenbeschaffenheit und Baugeschichte der Ortschaft können diese Anlage verunmöglichen. In gewissen Dörfern sind mit Absicht die Ökonomiegebäude an der Peripherie gebaut worden. Auch kommt noch dazu, dass recht viele Vieh- und Heuställe mehreren Bauern gehören. Der Heustall wird dann unter den Besitzern räumlich aufgeteilt, während die Stallungen zeitlich nacheinander bezogen werden müssen. Wer zuerst mit seinem Vieh im Stall ist, darf zuerst seinen Teil Heu

verfüttern. Die andern müssen warten, bis sie an der Reihe sind. Eine ähnliche Zuteilung dieser Gebäulichkeiten kann auch in der Nähe des Dorfes und in den *aclas*, den abseits des Dorfes stehenden Ställen, bestehen. So ist der Bauer nicht genötigt, sein Heu weithin tragen oder führen zu müssen. Er sagt sich mit Recht: Das Vieh läuft auch bei tiefem Schnee leichter von Stall zu Stall als der Bauer die Heubündel zu Tal trägt. Wandert das Vieh, so bleibt zudem der Dünger in der Nähe der betreffenden Wiesen und Äcker. Nicht umsonst heisst die Viehhabe im Romanischen *muvel* oder *muaglia*, vom lateinischen *mobilis, mobilia*, sie ist beweglich, im Gegensatz zu den Gebäuden, Heimwiesen, Gadenstätten und Alpen.

Gleiche Rechtsverhältnisse gelten für die an den Heuställen befindlichen Korntrockengerüste, *las talinas*. Ein Teilstück eines solchen sehen wir auf unserem Bilde. Im Tavetsch und im Medelsertal stehen diese Lattengerüste fast oder ganz getrennt vom Heugaden. Sie heissen dann *chischners*, Kornhisten.

Auch beim Dreschen geht der Bauer lieber von Tenn zu Tenn mit seinen Dreschflegeln oder der Dreschmaschine als mit den schweren Kornbündeln auf dem Rücken. Auch die Streue bleibt so an Ort und Stelle.

Auf dem SSW-Bild bemerken wir oberhalb des Bauerndorfteiles einige der vielen *aclas*, der *Gadenstätten*, ganz oben wahrscheinlich ein *Maiensäss* mit seiner Hütte. Rechts auf dem Felsvorsprung ist eine der *Gemeindealpen*. Mit einem Blick sehen wir so den ganzen Wirtschaftsraum eines Bauern der Surselva.

An den fruchtbaren Hängen der Surselva sind Tausende von Ställen verstreut auf Gadenstätten und Maiensässen. Schon vor Jahrhunderten berichteten einsichtige Männer, dass die Wälder unter dem planlosen Fällen von Jungholz für diese unzähligen Holzbauten litten. Die heutigen Forstgesetze haben diese Gefahr beseitigt.

Alle Ställe sind, obwohl etwas verschieden je nach Talschaften, demselben Typus beizuordnen. Dass besonders die Heimgaden Veränderungen durch Anbauten usw. stärker ausgesetzt sind als die höher gelegenen, liegt nahe. In jeder Lage muss aber der Hauptstall, *nuegl grond*, etwa gleich gut ausgebaut

sein, da in der Regel die ganze Viehhabe eines Bauern von Stall zu Stall wandert. Er muss also überall für alle Platz haben.

Baubeschrieb des Vieh- und Heustalles

Vieh- und Heustall sind immer unter *einem* Dach. Es gibt aber auch im Romanischen keine Bezeichnung, die beide Teile gleichzeitig umfasst. Der Besitz eines *clavau*, Heustalles, setzt den Viehstall, *nuegl*, als selbstverständlich voraus.

Wie auf unserem Bilde zu sehen ist, befindet sich der Stall, besser gesagt die zwei Ställe, unten auf ebener Erde, bergseits sogar im Boden drin. Die Türe des Hauptstalls des *nuegl grond*, ist offen. Man bemerkt eine Kuh auf der äussersten Stallbrücke, *sin pantun*. Links ist der Eingang zum zweiten Stall, *nuegl pign*, für das Galtvieh bestimmt. Wir sehen, dass die Stalltüren horizontal aufgeteilt sind. Neben den kleinen Stallfenstern dient der obere Stalltürteil zur Luftregulierung zwischen den Fütterungszeiten. Dieser Stall im Heimgebäude wird auch für die Hennen und das Kleinvieh verwendet. Eine Hühnerleiter reicht bis hinauf zum Stallfenster.

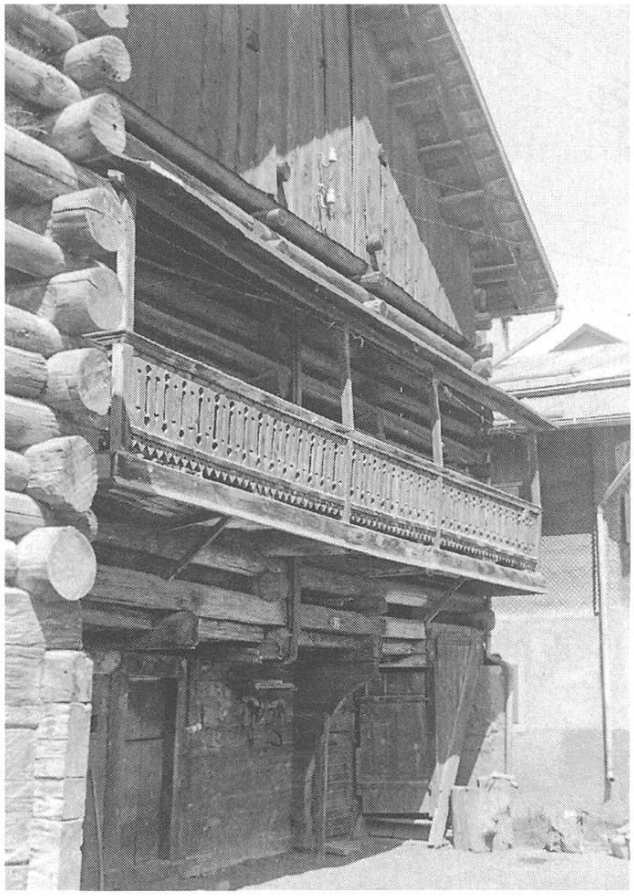
Die beiden Ställe werden von einer Strickwand voneinander getrennt. Längs dieser und der traufseitigen Stallwände verlaufen die Krippe und die Brückenreihen mit ihren Abteilen. Die Kühe stehen je zu zweien auf einer Brücke, *sin pantun*. Zwischen den zwei Brückenreihen befinden sich, je nach Gegend, eine oder zwei Mistrinnen, *fussau*, und der Gang, *la punt*. Ein gewöhnlicher Stall hat Platz für 16 Stück Vieh auf je 4 Brücken auf beiden Seiten. Der Bauer bezeichnet die Grösse eines Stalles nach der Anzahl der Plätze, also: ein Sechzehnerstall, *in nuegl de sedisch*, usw. Es gibt aber auch solche für 12, 14, 18 und mehr Stück Vieh.

Die Stallmauern haben ein Steinfundament von 50 bis 70 cm. Darauf kommen die Wandbalken; sie können behauen oder gesägt sein und werden gestrickt, gedübelt und bemoost.

Der Oberbau, der eigentliche Heustall, ist mit langen, gleichmässigen Rundhölzern «aufgetrölt», das heisst, mit kleinen Gewetteinschnitten lose im Viereck aufgeschichtet bis zur festen Dachkonstruktion mit ebenfalls runden Giebelbalken und

Dachunterzügen. Zwischen den Rundhölzern bleibt jeweilen eine Lücke für den Luftzug. Der Gesamtraum besteht normalerweise aus vier gleich grossen Heuböden, kann aber, besonders wenn mehrere Besitzer vorhanden sind, stärker unterteilt werden. Das hohe Heustalltor ist meist bergseits und durch eine leichte Rampe, Treppe oder Leiter zugänglich. Das Tor führt dann durch das Tenn in den Heustall.

Talseits, seltener seitlich, ragt der Oberbau, der Heustall, 1 bis 2 Meter über den Stalltrakt hinaus. Getragen wird dieser «Oberschutz», *la surtschentada,* von den konsolenartig vorstehenden Stallwänden, unterstützt durch die Verlängerung des Heubodens, *la palaunca.* In gewissen Gegenden, besonders im Tavetsch, ist der weite Vorbau noch durch Holzsäulen gestützt. Oberhalb dieser Auskragung befindet sich meistens das Korntrockengerüst, *la talina.*



Vieh und Heustall mit Laubenvorbau.
Cumbel/Lugnez.

Durch den Vorbau entsteht unten vor den Stalltüren ein gedeckter, oft etwas mit Steinen und Steinplatten aufgemauerter Stallhof, *la cuort nuegl.* Von diesem Vorhof aus geht meistens eine Leiter oder primitive Holzblocktreppe hinauf in ein vorderes Heugemach, *ladretsch.* Das Heu wird meistens mit den Heukörben, *canastras de fein,* durch das bergseitige Tor und um den Stall herum zu den Kühen gebracht.

Wenn auch gewisse Neuerungstendenzen im Bauen der Ställe vorhanden sind, so bleibt ihr Charakter doch fast unverändert weiter bestehen.

Der Speicher

Ein interessantes Ökonomiegebäude des surselvischen Bauers ist die sogenannte *truasch,* der Speicher. Schon das Testament Tellos von 765 erwähnt den Bau mit der Bezeichnung *torbace.* Es handelt sich um einen selbständigen Block- oder Strickbau mit einem bis zwei Räumen. Aber auch als Anbau besteht er noch heute. Früher, als der Bauer Selbstversorger war und Vorräte aufspeichern musste, spielte dieser eigentümliche Bau eine wichtige Rolle. Darin wurden Korn- und Mehltröge, ferner Truhen für Kleider und Wäsche untergebracht. Das Haus war damals noch nicht so ausgebaut wie heute. Später aber verlor dieser hübsche Blockbau seine Bedeutung und verschwand immer mehr. Grosse Estriche, Kaufläden im Dorfe, leichte Zufuhr von allerhand Waren auch zur Winterszeit haben den Speicher überflüssig werden lassen.

Der Garten

Vor oder neben dem Bauernhaus, gelegentlich auch etwas entfernt davon, befindet sich ein Garten. Die Bäuerinnen legen viel Wert darauf, so zu etwas Gemüse zu kommen. Insofern die Ortschaften nicht zu hoch gelegen sind, gibt es auch Obstbäume, sogar Spaliere. Auf unserem Bilde fehlen solche, sie hätten die Übersicht über die Hausteile gestört. Übrigens kommen Garten und Baumgarten auch getrennt vor und auch etwas vom Hause entfernt. Wichtig ist gute Lage und Besonnung. Die Bauerngärten sind oft sehr klein, Miniaturanlagen mit kleinen

Beeten, ausreichend für etwas Gemüse und für Gewürzpflanzen. Der Zaun muss dicht und hoch sein. Sonst ist es dem Wilde leicht, den Ertrag zu vernichten. Gegen den Verbiss werden die jungen Obstbäume mit Latten oder Drahthüllen versehen.

In der neueren Zeit hat die Bäuerin dieser abgelegenen Gegenden viel Neues gelernt und wendet es zum Nutzen der vielseitigeren Ernährung auch im Gartenbau an, neben den Gemüsen und Gewürzen, die sie von jeher schätzt und liebt.

Der Dorfbrunnen

In den Dörfern sind Brunnen mit einem Schutzdach häufig anzutreffen, *il begl cun suoschna*. Bei unserem Brunnen handelt es sich um die einfachste dieser Formen des Schutzes, um sich während des Waschens, Tränkens und Wasserholens vor Regen und Schnee zu bergen. Neben den nur aus einem Baumstamm ausgeschnittenen Trögen besitzt der Dorfplatz hin und wieder herrliche Brunnen mit schönen Brunnensäulen und vieleckigen Holz- oder Steineinfassungen. Oft ziert eine symbolische, aus Holz geschnitzte Figur die Säule. An der Peripherie des Dorfes sowie in Gadenstätten und Maiensässen findet man meist die alten *begls*, Tröge aus ausgehöhltem Stamm. Ein Kännel vom nahen Bach oder einer Quelle her ist ihre Wasserzufuhr.

Beim Dorfbrunnen ist immer Betrieb. Die Kühe sind auf dem Wege zur Tränke. Die Türe des Hauptstalles (*il nuegl grond*) ist noch offen. Die Bauersfrau holt mit ihren Kupferkannen Wasser für die Zubereitung der Mahlzeiten. Sie braucht kein Wassertragjoch, da der Brunnen nahe ist.

Auch die grosse Wäsche findet hier statt, *la lischiva gronda*. Die zugehörige Feuerstelle ist ja auch in nächster Nähe.

Die Umgebung der Brunnen ist ein Tummel- und Spielplatz für die Kinder. Aber auch die Wäscherinnen erhalten und geben dort alle Neuigkeiten des Dorfes weiter. Fast alle Brunnen gehören mehreren Haushaltungen, oft einem ganzen Dorfteil, einer *scheina*, einer *squadra*, wenn sie nicht, was in neuerer Zeit die Regel ist, öffentliches Gut sind.

Heute leiten meistens metallene Röhren das Wasser bis vor das Haus oder sogar ins Haus. Das Tränken des Viehs, das Wa-

schen usw. bleiben aber an den Dorfbrunnen gebunden. Die Hauptbrunnen wurden in früheren Zeiten durch hölzerne Wasserleitungen gespiesen. Zur Herstellung der hölzernen Teuchel (Röhren) benützte man junge Tannen- oder Föhrenstämmchen, die man mit mächtigen Teuchelbohrern bearbeitete und mit allerlei Bindungen unter der Erde zu langen Leitungen zusammensetzte. Diese Praxis, die vor der Erstellung der Metallröhrenleitungen in Städten und Dörfern des nördlichen Kontinents üblich war, ist nun vollständig verschwunden. Nur die alte Bohreinrichtung und der 3 m lange Teuchelbohrer sind noch in mancher Scheune anzutreffen.

Dass diese im Bilde festgehaltene Art des Wasserholens besonders im Winter recht beschwerlich war, liegt auf der Hand; dies besonders, wenn ein vereister Weg zum entfernten Brunnen führte. Auf der Wasserbank in der Küche standen drei bis vier kupferne Wassereimer bereit, um den Wasservorrat für ei-

Winter in *Curaglia*. Häusergruppe mit vorgelagerten Gärten.
(Foto: A. Maissen)

nen Tag und auch für die Nacht aufzuspeichern. Das war in der Regel feuerpolizeiliche Vorschrift. Unter der Bank standen die Holzeimer, die zur Aufnahme des Schweinefutters dienten. Eine grosse Familie und Kleinvieh, das nicht zur Tränke geht, brauchen täglich eine grosse Menge Wasser.

Heute ist die Wasserversorgung bequemer geworden. In Weilern und Einzelgehöften besteht jedoch oft noch heute der geschilderte Zustand.

Der Backofen

Unser Bild zeigt uns eine primitive Form des Backofens im Freien. Es ist ein Steinbau mit einem Pultdach aus einem Joch und Brettern. Das Türchen zum Ofenloch, *la bucca fuorn*, ist geschlossen. Ein Schub Brot wird eben gebacken. Das Innere des Ofenraumes ist heute meistens mit Ziegelsteinen ausgebaut und gefüttert. Rechts neben dem Backofen sehen wir das einfache Brotgestell, auf dem zwei Brotbretter liegen. Am Boden sind noch einige Scheiter, *lenna de paun*. Am Ofen angelehnt unterscheiden wir die Brot- oder Einschiessschaufel, *la pala-fuorn*, dann die Ofenkrücke, *il ruschen*. Mit ihr werden die Kohlenreste aus dem Ofen gezogen. Schliesslich ist auch der Ofenwischer, il *slavun*, da. Bevor die Brote eingeschossen werden, müssen auch die kleinen Kohlenüberreste herausgeputzt werden. Der untere Stockteil mit dem Lappen wird vorher ins Wasser eingetaucht, damit er im heissen Ofen nicht Feuer fange.

Zwei Schub Brot sind bereits gebacken, der dritte ist im Ofen. In einer Stunde etwa ist das Backen eines Schubes beendet.

Bei Gemeinschaftsöfen trachten die Frauen darnach, am gleichen Tag zu backen, um die Hitze des Ofens ausnützen zu können. Sie wissen, wie mühevoll das Holzen für den Bauern ist.

Die Bauersfrau geht eben mit einem Brett voll Brot nach Hause; das kleine Mädchen, das bereits in die Geheimnisse des Brotbackens eingeführt wird, darf einen Kuchen, *ina petta*, unter dem Arm mittragen. Vor Festtagen besteht der letzte Schub aus «Pitten» sowie sogenannten «Zöpfen» und ähnlichem Weissbrotgebäck, Kuchen und Kleingebäck, die alle nicht grosser Hitze bedürfen. Besondere Freude bereiten den Kin-

dern aus dem Teigrest hergestellte kleine Brötchen, *il sgarabriec*, die in allerhand Formen geknetet wurden. Das gebackene Brot wird in Brotkörben nach Hause gebracht und auf das Brotgestell, *la panera*, gelegt. Ein Schub zählt etwa 20 Stück Brot. Er soll einige Wochen ausreichen.

Die Feuerstelle

Rechts neben dem Backofen befindet sich eine Feuerstelle. Es handelt sich um einen durch Mauerwerk eingefassten Herd, wie er auch im Waschhaus oft anzutreffen ist. (Primitivere mit einer lockeren Steinumfassung und einem waagrechten Stekken, um den Kessel zu tragen, treffen wir häufig etwas ausserhalb des Dorfes an einem Bächlein an.)

Casa Casaulta in Lumbrein. Doppelhaus, *casa dubla*, mit Hausgang mittendurch, giebelseitig. (Foto: Augustin Maissen, 12.9.1948)

Wir sehen die Feuertüre, aber auch den Rand des kupfernen Kessels und den Holzdeckel. Der Kessel ist bei Gebrauch im Freien, sonst ist er schön versorgt. Jeder Private mit Beteiligungsrechten nimmt jeweils seinen eigenen Kessel zur Feuerstelle. Es ist ein kostspieliges Gefäss, zu dem Sorge getragen werden muss.

An dieser Stelle werden Blachten, *lavazzas*, Kartoffeln, *truffels*, und Rüben, *ravas*, für die Schweine gebrüht. Aber auch die «grosse Wäsche», *la lischiva gronda*, findet da, zugleich in der Nähe des Brunnens, zweimal im Jahr statt. Zuerst wird aus guter Buchenholzasche, die im Winter gesammelt wurde, eine Lauge hergestellt, die dann mit der hölzernen Schöpfkelle, *la cazza*, aus dem Kessel über die in Waschzubern vorbereitete Wäsche gegossen wird.

Der Backofen wie der Herd im Freien kann mehreren Familien gehören. Oft sind beide Einrichtungen in einem kleinen Häuschen untergebracht. In dieser erweiterten Form heisst er Back- oder Waschküche, *pistregn*, und ist meistens Gemeinschaftsbesitz einer Dorfkorporation. Er kann auch nur einem Hausbesitzer gehören, wird aber meistens, mit oder ohne Entgelt, gern den Nachbarn überlassen. Dies kann auch der Fall sein für die sich im Hause selbst befindlichen Backöfen. Die rechtlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Dorfbewohnern sind sehr mannigfaltig.

Das Bienenhäuschen

Das Bienenhaus, *ualer*, von *aviul*, Biene, abgeleitet, ist, wie das Wandbild zeigt, sehr oft im Garten an geschützter Stelle untergebracht. Es besteht aus einem Balken- und Bretterhäuschen. Hinten ist der Eingang zu einem Raum, der gerade genügt, die Bienen zu betreuen. Das Bienenhaus ist noch verschlossen. Die Völker, *las schaumnas, ils pievels*, ruhen noch bis im März. Dann aber beginnt das summende Leben in den Kästen und im Freien.

Die Bienenvölker werden von der Bauernbevölkerung hoch geschätzt. Verstrickt sich eine Biene irgendwo, so wird sie mit einem Halm oder sonst irgendwie behutsam befreit und geret-

tet. Das Töten von Bienen wäre ein Verbrechen. Das wissen bereits die Kinder. Den Bienen wird auch nichts Böses nachgesagt. Sie schaffen ja neben dem Honig das Wachs für die Kerzen, die für den Gottesdienst verwendet werden. Die Verbundenheit mit ihren Betreuern zeigt sich vor allem in der Anschauung, der Tod des Imkers müsse den Bienen mitgeteilt werden. Wenn er stirbt, müssen die Verwandten dreimal an den Bienenstand klopfen. Geschieht dies nicht, so sterben die Völker ab.

Das Bild Carigiets zeigt uns die heute verbreitetste Form des Bienenhauses in der Surselva. Die Bienenkörbe früherer Jahrhunderte sind vollständig verschwunden, ebenso die ältesten Bienenbehausungen in der Art von Tunnel- oder Sargstöcken.

Die Flugklappen an den gelbgestrichenen Kästen sind absichtlich mit verschiedenen Farben versehen worden. Dies geschah in der sicheren Annahme, dass die Bienen ein absolutes Gefühl für Farben haben und ihr Flugloch und ihr Volk bei den vielen Aus- und Einflügen so besser finden.

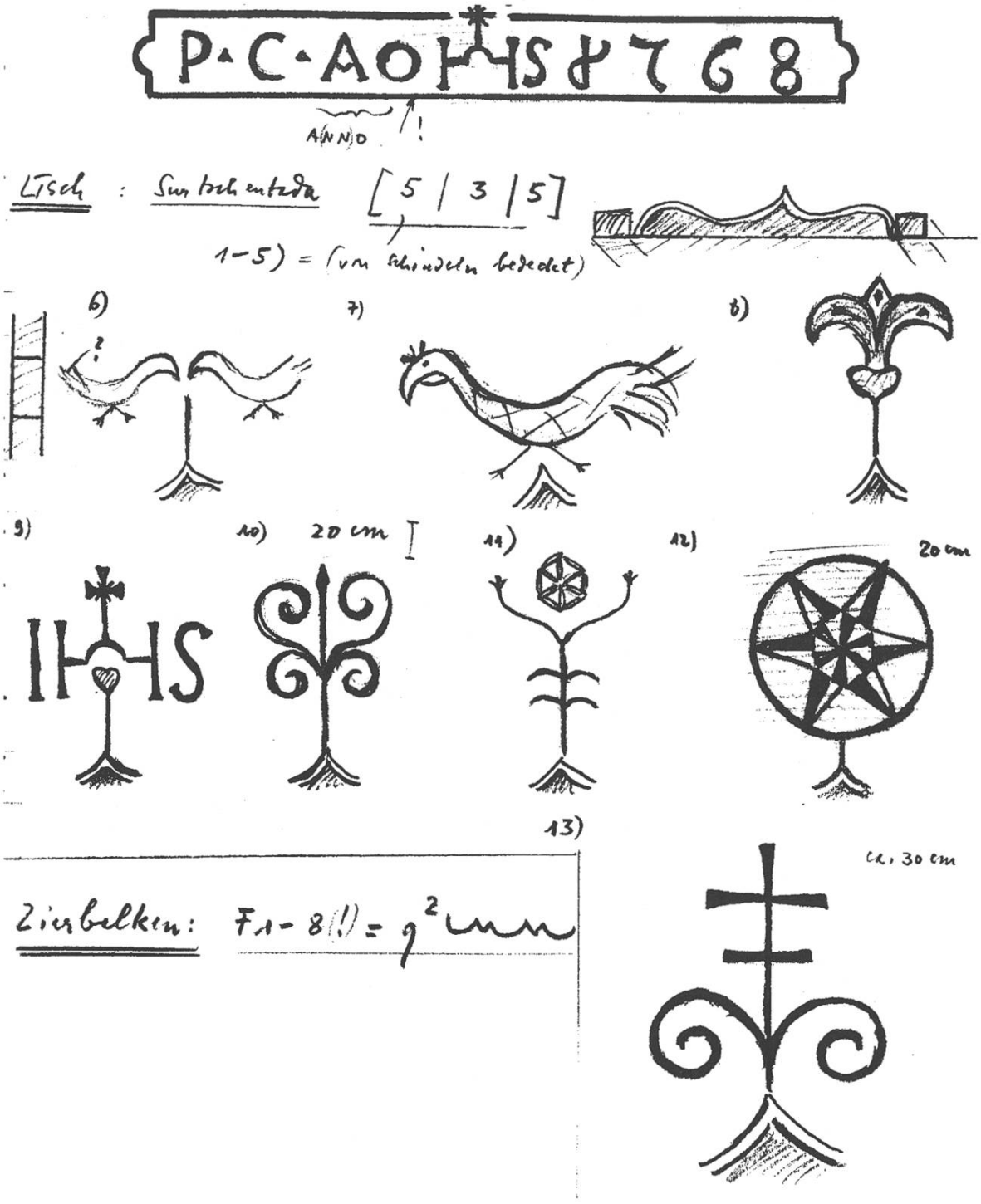
In den letzten 50 Jahren hat die Bienenzucht in der Surselva eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung erlangt. Besonders die transportablen Bienenhauseinrichtungen, die je nach Höhen- und Witterungsverhältnissen an geeignete Plätze disloziert werden können, weisen eine schöne Rentabilität auf.

Die Gemeindesäge

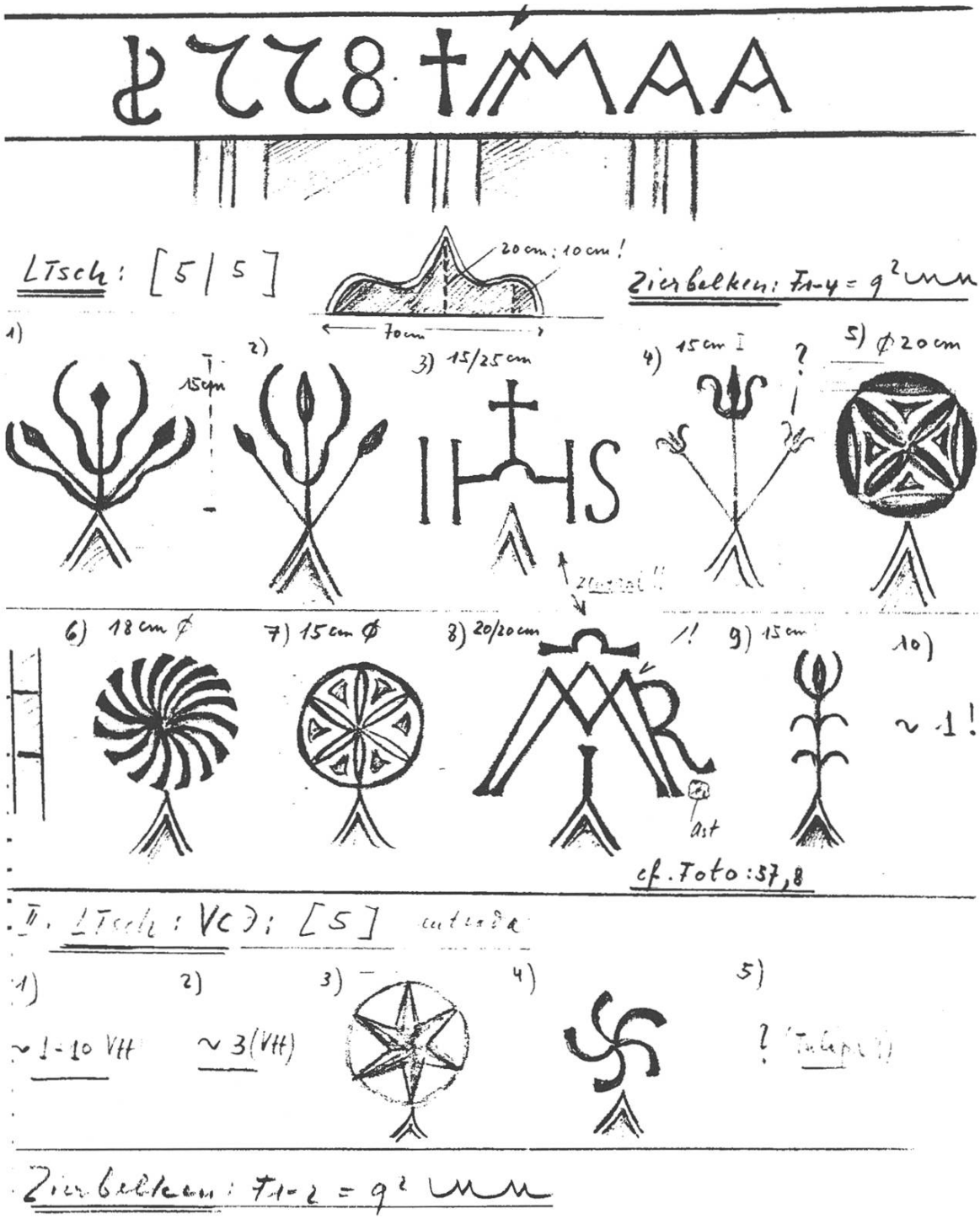
Zu einem Dorfbild der Surselva gehört unbedingt eine Säge. Da sie von der Wasserkraft abhängig ist, befindet sie sich meistens etwas ausserhalb des Dorfes am nahen Tobel. Sie ist für den Bauern unentbehrlich. Holzzuteilungen aus Gemeinde- oder Korporationswald erhält der Bauer jährlich durch das Los. Aus den Zuteilungen von Brennholz ergeben sich hin und wieder Nutzholzstücke, die zu Flick- und Zimmerarbeiten in Stall und Hof verwendet werden können. Als Bürger erhält er aber auch besonders günstige Zuteilungen an Nutzholz. Dieses führt er im Herbst oder Winter zur Säge, die besonders im Herbst und Frühjahr in vollem Betrieb ist. Vereisungen und spärliche Wasserführung während der kalten Jahreszeit behin-

dern den Gang der Sägemühle. Heute ist aber zusätzlicher elektrischer Strom überall erhältlich. Die zugeführten Blöcke werden zu Brettern, Quadern und Bohlen zu Bauzwecken zersägt. Der Stall muss nach Jahrzehnten vielleicht wieder einen neuen Boden bekommen; ein Heustall, der den Schneestürmen zu sehr ausgesetzt ist, erhält endlich eine Bretterbemantelung, *ina entulada*. Auch für einen neuen Küchenboden sind die Bretter bereits gerüstet. Der gestampfte Erdgrund wird nun durch einen von der geplagten Hausfrau so ersehnten Fussboden ersetzt. Der Bauer ist mitunter ein kluger und gewandter Zimmermann. Mehr als sonst irgendwo heisst es bei ihm: «Die Axt im Haus erspart den Zimmermann!»

Werkplatz in *Vella*.
Das Behauen und Zurichten von Wand- und Dachbalken.
(Foto: Augustin Maissen, 9.5.1947).



Geschnitzte Hauswandornamente. *Ornaments entagliai en preits-casa. Casa dubla,* Haus: Fidel Cavegn/Luis Brugger, Rueras. (Manuskript: Augustin Maissen)



Geschnitzte Hauswandornamente.
Ornamentaziuns entagliadas en Casas-lenn. Curaglia.
Haus: Stiafen Bundi (Manuskript: Augustin Maissen)

Noch mehr als die mechanischen Sägen sind die Mühlen von der Wasserkraft am Bach abhängig. Ihre Mechanik braucht bedeutend weniger Wasserzufuhr. Das Mühlrad plätschert noch heute immer ruhig weiter; das Mahlwerk aber hat sich dem neuen Stand der Technik angepasst. Das Bild des zur Mühle wandernden Bauers mit seinen Kornsäcken auf dem Rücken oder auf seinem Schlitten ist in der Surselva heute noch so lebendig wie vor 100 oder 200 Jahren. Der Müller empfängt den Kornbringer herzlich auf der Türschwelle und hilft dem Bauern, die Säcke abzuladen. Früher erhielt der Müller seinen Lohn in Naturalien, er behielt einen Teil des Korns für sich; heute zahlt man ihn aus.

Noch heute mag den betagteren Bauern das alte Mühlwerk in Erinnerung sein und lebendig in den Ohren weiterklingen: das aus tausend Stücken zusammengesetzte Holzzahnrad, *la roda d'empalms*, der immer zuckende Mehlbeutel und seine lärmende Beutelwelle, *il bigiat*, die ingeniös ausgedachte Mechanik der Abstell- und Schellvorrichtung.

Das Schärfen der Mühlsteine ist heute noch eine unentbehrliche Arbeit nach einer gewissen Zeit der Abnützung. Der obere Mühlstein, der Läufer, wird dann gehoben und mittels einiger Holzwalzen auf einen Schärfebock gebracht. Dort wird er vom Müller geschärft. Mit dem Schärfehammer, *scalin, marti de scalinar*, erhält der Stein vertiefte Furchen und Rillen.

8. Der Jahresreigen der Arbeit des Bergbauern

Es ist nun an der Zeit, den Jahresreigen der Arbeiten des Bauern kurz zu skizzieren. Sobald der Schnee im Frühling weg ist, je nach Höhe und Lage früher oder später, bringt der Bauer mit dem Schlitten oder der Mistbenne den Dünger auf die Fettwiesen. Alsbald beginnt er den Acker zu pflügen und zu säen. An steilen Hängen ist dies mit einem Kuhgespann keine leichte Arbeit. Da das Vieh morgens und abends zu füttern ist (der Weidgang kommt noch nicht in Betracht), verlässt er seine Arbeit bereits um 4 Uhr nachmittags. Während dieser

strengen Zeit trachtet er danach, das Vieh im Dorfstall oder in nahen *aclas*, Gadenstätten, unterzubringen.

Nach dem Pflügen, d.h. Ende Mai und anfangs Juni, gibt es eine kleine Arbeitspause. Das Vieh verlässt freudig das Dorf mit Glocken- und Schellenklang und erreicht in mehreren Stunden das Maiensäss; der Bauer geht voran, die Knaben und Burschen hinterher, die wilden Kälblein führend. Oben in Gottes freier Natur beginnt das ideale Leben für die Bauernknaben. Sie helfen bei allen Arbeiten, vom Füttern, Hüten, Melken bis zum Käsen. Etwa drei Wochen später wird der Tag der Alpfahrt von den Alpgenossen bestimmt. Dies geschieht auf dem *Cadruvi*, dem Dorfplatz, am Sonntag nach der Kirche. Die Witterung der letzten Wochen bestimmt den Zeitpunkt. Der Alpvogt (d.h. der Präsident der Alpgenossenschaft) war bereits auf der Alp, um wenigstens im unteren Teil den Graswuchs zu beurteilen.

Für drei Monate ist nun das Vieh, die Mehrzahl der Schweine usw. dem Bereiche der direkten Arbeiten des Landmanns fern. Sie sind der treuen Obhut der Älplerfamilie übergeben worden. Das Abendgebet der Älpler, die weittragenden Töne des Alphorns, das früher so oft von den Alpen ausgerufene «Ave-Maria des Sennen», *igl avemaria dil signun*, soll die Alp mit Mensch und Vieh vor Stürmen, Blitz, Todesfall, Unglück und Verderben beschützen. Auch im Dorfe werden während der Alpzeit ein besonderes Läuten der Kirchenglocken und sonntägliche Prozessionen um die Kirche angeordnet.

Nun aber rückt die Zeit heran, wo die Tagesarbeit des Bauern und seiner Familie mit dem Hahnenschrei beginnen muss. Bereits um vier Uhr hört man von allen Seiten das regelmässige Schlagen des Dengelhammers. Alsbald sausen die scharfen Sensen durch das tauige hohe Gras. Das Heuen hat begonnen!

Später zieht fast die ganze Bauersfamilie hoch hinauf in die Maiensässe, um auch dort das Heu unter Dach zu bringen. Drunten im Dorfe wächst aber unterdessen bei guter Witterung das Emd bald nach. Zwischenhinein muss auch das Heu auf den Magerwiesen in Angriff genommen werden. Der grosse Segen des Wachstums lässt gottlob dem Bauern keine Ruhe. Das Korn nimmt allmählich goldgelbe Farbe an; es reifen die

Ähren bis in Höhen von über 1600 Meter. So wandern eines schönen Augusttages die Frauen und Töchter mit ihren bunten Kopftüchern und mit der Sichel in der Hand hinaus zu den Kornfeldern. Tief sich bückend schneiden sie in rhythmischer Bewegung das Korn zu Garben. Der Bauer führt diese dann mit Stolz bis zum Stall, wo sie kunstgerecht gehistet werden.

Auch die Kartoffelernte ist eine Arbeit, die zur Hauptsache Frauen und Töchter besorgen. Die gefüllten Kartoffelsäcke trägt der Bauer aber selber in die Keller.

Der September naht. Auf der Alp ist man schon wieder von der oberen und mittleren Alphütte herunter gezogen. Auch da geht das Gras zur Neige. Immer häufigere Kälteeinbrüche, Gewitter und früheres Einnachten verursachen den Hirten und dem Vieh Unbehagen. Der Milchertrag geht rasch zurück, vielleicht um zwei Drittel des Anfangsertrages. Die Bauernschaft ordnet schliesslich die Alpentladung an, die oft recht festlich gestaltet wird. Zuerst kommt das Vieh wieder für kurze Zeit in die Maiensässe herunter zum allgemeinen Weidgang, und von einem gewissen Stichtag an dürfen die Tiere die saftigen Heimwiesen ohne Rücksicht auf das Bodeneigentum betreten. Bevor dies geschehen darf, müssen die Feldarbeiten in der Hauptsache beendet sein.

Bei so vieler Arbeit ist der Bauer froh, Zugvieh in der Nähe zu haben; noch immer bedrängen ihn Erntearbeit, Dreschen, Mähen der Strohfelder usw. Er denkt auch schon an den Winter, der in den Höhen über Nacht einziehen kann.

Mit dem Einzug des Winters wandert ein Bauer nach dem andern mit seiner Viehhabe wieder hinauf in die Maiensässe, um das im Sommer eingebrachte Heu zu verfüttern. Er bleibt nicht etwa ständig droben. Um 3 Uhr nachmittags verlässt er bereits das Dorf mit seiner *Brenta*, dem Traggefäss für die Milch auf dem Rücken, um noch beizeiten die entfernte Fütterungsstelle zu erreichen. Nach der Abendfütterung, die einige Stunden dauert, legt er sich sofort in die Stallpritsche. Am nächsten Morgen bringt er die Milch der zwei Fütterungen zu Tal, oft auf den Skiern. Nach Verfütterung des Maiensässheues zieht er mit seinem Vieh allmählich stufenweise hinunter in die *aclas*, um wenn möglich etwas vor Weihnachten ganz im Dorf

zu sein. Grössere Viehbestände werden aufgeteilt. Der Vater bleibt dann mit Milchkühen und Kälbern in der Nähe des Dorfes, der Sohn wandert mit dem Galtvieh weiter hinauf, je nach den Verhältnissen.

Auch in diesen Tagen der relativen Ruhezeit verbrennt der Bauer seine Hosen nicht auf dem Ofen, wie es ein boshafter Spruch wahrhaben möchte. Er besorgt das Holz für die verschiedenen Feuerstellen im bäuerlichen Haushalt. Es muss übers Jahr ausreichen! Irgendwo hat er auch eine Werkstatt eingerichtet. An der Hobelbank flickt er Rechen, Sensenstiele, Körbe, Schlitten, Pflug und Wagen für den nächsten Arbeitsbeginn im Frühjahr.

Die schwere Arbeit des Bauern wird auch im Sommer von *Feiertagen* unterbrochen. Sie sind getragen von bodenständigem

Der obere Teil der Surselva, von der Strasse nach *Ruschein* fotografiert. Schneebedeckt sind der *Bifertenstock* und der *Piz Tumpiv*. Rechts das Dorf *Andiast*. Im Mittelgrund *Jörgenburg* und *Waltensburg* mit hinten der waldbedeckten, hügelförmigen Erhebung *Flanz*. Dahinter, unsichtbar: *Brigels*. (Foto: Jules Geiger)

Brauchtum. Sonn- und Feiertage bringen auch innerlich neue Erholung und die nötige Kraft und Freude für die weitere Arbeit.

Der surselvische Bauer ist vorsichtig und klug in seinen Unternehmungen. Die Feldarbeiten verrichtet er mit grosser Sorgfalt; in seinem Betrieb ist er zuverlässig und sparsam und den Neuerungen gegenüber zurückhaltend. Seine erste Sorge gilt dem Wohl und Gedeihen seiner meist grossen Familie. Aber auch das Vieh und die Felder nehmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er weiss gut genug, dass er von der Natur und ihren Launen abhängig ist. Er ist aber zuversichtlich, dazu hart und ausdauernd in seinen Arbeiten und auch im Unglück nicht verzagt und mürrisch gegen den Willen höherer Mächte. Seiner Kirche, seiner Gemeinde ist er von Herzen zugetan und in seinen Pflichten gegenüber der Gemeinschaft ebenso zuverlässig wie in seinen eigenen Angelegenheiten. Aus der Erfahrung lernt er täglich, dass er nicht auf die Hilfe Gottes und der Mitmenschen verzichten kann.

Nachwort 1998

Das Schulwandbild *«Bündner Bergdorf im Winter»* von *Alois Carigiet* wurde im Jahre 1955 geschaffen. Der Auftrag an mich, dazu einen Kommentar zu schreiben, kam von Seminarlehrer Dr. Martin Simmen, Redaktor der Kommentare des *Schweizerischen Schulwandbilderwerks (SSW)* und Redaktor der *Schweizerischen Lehrerzeitung*. Martin Simmen arbeitete damals im Auftrag der Kommission für interkantonale Schulfragen.

Das *Schweizerische Schulwandbilderwerk* wurde 1935 gegründet. Die Idee dazu kam von höchster Ebene: Kunst- und pädagogische Kommissionen erarbeiteten Projekte, die sie dann als gutdurchdachte Themen Schweizer Künstlern zur Illustration anboten. Das *SSW* vermittelte so den Schweizer Schulen in den 60 Jahren bis 1995 nicht weniger als 252 grossformatige Farbbilder – eine grossartig angelegte pädagogisch-künstlerische Leistung im Namen der Schweizer Schule. 1995 wurde die Arbeit des *SSW* eingestellt.

Dass die Hoffnung, dieses Werk – wenn auch unter neuen Vorzeichen – weiterzuführen, nicht ganz unbegründet ist, zeigte das grosse allgemeine Interesse, das der Rückschau auf das Wirken des *SSW*, welche das Bundesamt für Kultur 1996 in Bern durchführte, entgegengebracht wurde. In den Räumlichkeiten der Landesbibliothek in Bern wurden sämtliche Originale des Bilderwerks für einige Monate ausgestellt, später dann auch in Berlin. Zur Erläuterung des grossen, langjährigen Unternehmens wurde gleichzeitig ein ausgezeichnet geschriebenes und reich illustriertes Begleitwerk herausgegeben mit dem Titel: *Kunst zwischen Stuhl und Bank; Das Schweizer Schulwandbilder Werk 1935–1995.*[1]

***

Alois Carigiet schuf noch weitere Schulwandbilder: *Auszug des Geisshirten* (Nr. 39/1943), *Schafschur* (Nr. 159/1973) und *Wildheuer* (Nr. 103/1959). Alle diese Themen wurden von ihm in hervorragende, sachlich klare und lebensnahe Werke umgesetzt.

Der Kommentar zu *Bündner Bergdorf im Winter* wurde im Sommer 1955 geschrieben. Der Auftraggeber Martin Simmen liess dem Schreibenden volle Freiheit. Da das romanische Sprachgebiet damals nicht besonders eng mit dem *Schulwandbilderwerk* verbunden war, konnte ich ohne weitere Auflagen und unbelastet von irgendwelchen Vorschriften drauflosschreiben. Die Bilder Carigiets erreichten durch das *Schulwandbilderwerk* grosse öffentliche Bekanntheit in Graubünden; häufig hingen sie an öffentlichen Wänden an Brücken (z.B. in Ilanz an der alten Holzbrücke) und in Schulräumen. Noch heute erinnern sich damalige Schüler an die intensive Behandlung gewisser Bilder im Unterricht; solche Bilderklärungen stellten im oft eintönigen Schulbetrieb stets etwas Besonderes dar.

Das *Schulwandbilderwerk* soll doch nicht vergessen werden: nach 42 Jahren erscheint nun der damals erstellte Kommentar zu Carigiets Bild *Bündner Bergdorf im Winter* nochmals in

---

[1] Bundesamt für Kultur. Bern: Verlag Lars Müller (1996)

diesem Buch, allerdings mit einer Illustration, die im Gegensatz zur ursprünglichen Publikation in Farbe und in einem grösserem Format erscheint.

Für die Hilfsbereitschaft bei diesem Unterfangen danke ich dem Vorstand des *Schweizerischen Lehrervereins*, dem bekannten Lehrmittelverlag und Vertriebsstelle des SSW, der *Ernst Ingold & Co.*, sowie dem *Bundesamt für Kultur*, das mir in zuvorkommender Weise das Werk *Kunst zwischen Stuhl und Bank* überlassen hat.